

Heute Kirche leben – Zur Ermutigung der Getauften

Solidarität und Subsidiarität – ein unverzichtbares Tandem (I)¹

«Solidarität» und «Subsidiarität» sind zwei Fremdwörter, die in Diskussionen rund um die Kirche, ihren Auftrag und ihre Organisation häufig verwendet werden, vielleicht manchmal ohne allzu klare Vorstellung, was sie genau bedeuten. Beide Begriffe haben in der Ethik, genauer in der kirchlichen Sozial-Ethik ihren festen Platz, kommen aber auch in gesellschaftspolitischen Diskussionen immer wieder vor. Um die Begriffe mit Leben zu füllen, greife ich auf zwei der in ihrer Präzision und Anschaulichkeit, ihrer Verbindung von Einfachheit und gedanklicher Genauigkeit unübertroffenen Lieder von Mani Matter zurück.

Solidarität oder «Dene wo's guet geit»

*Dene vos guet geit
Giengs besser
Giengs dene besser
Wos weniger guet geit
Was aber nid geit
Ohni dass's dene
Weniger guet geit
Wos guet geit*

*Drum geit weni
Für dass es dene
Besser geit
Wos weniger guet geit
Und drum geits o
Dene nid besser
Wos guet geit*

Mit der Feststellung, dass es jenen, denen es gut geht, besser ginge, wenn es auch jenen besser ginge, denen es nicht so gut geht, macht der Berner Liedermacher darauf aufmerksam, dass Solidarität allen zu Gute kommt – und nicht nur jenen, die auf sie angewiesen sind. Zugleich hält er fest, dass Solidarität immer auch mit Verzicht zu tun hat: Das unmittelbare Eigeninteresse muss zurückgestellt werden – zu Gunsten der Anderen, zu Gunsten des Ganzen. Und dies sei der Grund dafür, dass bezüglich der Praxis der Solidarität trotz der theoretischen Einsicht in ihre Notwendigkeit und ihren Nutzen oft wenig «geht», also (zu) wenig geschieht.

Kein Mangel an Anschauungsmaterial

An Anschauungsmaterial für diese Beobachtung mangelt es leider nicht: Obwohl längst klar ist, dass die Gegensätze zwischen arm und reich in unserer globalisierten Welt nicht nur mit unermesslichem Elend verbunden sind, sondern in Form weltweiter Migrationsbewegungen oder Verstärkung fundamentalisti-

¹ Erschienen in: Manfred Belok / Helga Kohler-Spiegel (Hg.), Kirche heute leben. Eine Ermutigung, Zürich 2013, 92-102.

scher und terroristischer Tendenzen auch die wohlhabenden Länder betreffen, verhindern die Eigeninteressen der Reichen und Einflussreichen Veränderungen, die mehr globale Gerechtigkeit ermöglichen würden. Und obwohl ebenfalls längst klar ist, dass unser Umgang mit der Ökologie einerseits in Form von zunehmenden Stürmen, Überschwemmungen etc. die ohnehin schon Benachteiligten trifft, aber in Form des Klimawandels, des Verlustes schöner Naturlandschaften und gesundheitlicher Schäden auch auf uns zurückschlägt, fehlt es weitherum an der Bereitschaft, jene Verzichte und Einschränkungen zu erbringen, die nötig wären, damit es allen besser ginge.

Was für die Welt gilt, gilt auch für unser eigenes Land, für die kleine Welt des Dorfes oder des Quartiers, in dem wir leben, für unsere Familien und Bekanntenkreise – und für die Kirche: «Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit» (1Kor 2,26). Und zum unvermeidbaren körperlichen oder seelischen Leiden aufgrund von Krankheit, Verlust und Tod kommt das Wissen (bzw. das schlechte Ge-Wissen) hinzu, dass viele Wunden an Leid und Seele geheilt und viel Schmerz gelindert werden könnte, wenn Einzelne, Familien oder auch ganze Gruppen weniger allein gelassen würden mit ihrem Leiden, ihrem Schicksal, mit Arbeitslosigkeit, Sucht oder Trauer um ein verlorenes Kind oder eine zerbrochene Beziehung.

Fremdes Leid und mangelnde Solidarität behindern uns im Glauben

Nicht nur eigenes Leid, sondern auch das fremde Leid und die mangelnde Solidarität belasten und behindern uns auch in unserem Beten, unserem Glauben und Kirchesein: Wie unbeschwert Gott loben für die Schönheit der Schöpfung – im Wissen darum, dass wir wider besseres Wissen zu ihrer Zerstörung beitragen? Wie einander beim Friedensgruss die Hand reichen – angesichts von Lieblosigkeit und unausgetragenen Konflikten? Wie uns ermutigen lassen von den Heilungswundern Jesu – im Bewusstsein darum, dass schon vieles an Heilung möglich wäre, wenn wir uns als Einzelne und als Gesellschaft stärker einsetzen würden für die Armen, die Weinenden und die nach Leben und Liebe Hungernden? Wie uns freuen daran, dass wir Getaufte zu einem weltweiten Netzwerk der Schwestern und Brüder Jesu gehören, die alle zum gleichen Vater beten, – angesichts des riesigen Gefälles zwischen unserer reichen und den vielen armen Kirchen in den Ländern des Südens?

Solidarität als Dienst an der Einheit der Kirche und als Sorge für die schwächsten Glieder

Bezogen auf die Kirche richtet das Solidaritätsprinzip den Blick auf die Einheit: Auf die Zugehörigkeit der einzelnen zur Gemeinde oder Pfarrei, auf die Zusammengehörigkeit der Gemeinden und ihre gemeinsame Verantwortung für die kantonalkirchliche Ebene und fürs Bistum, auf die Zusammenarbeit der Landeskirchen und Bistümer für die katholische Kirche in der Schweiz, auf die Einbindung in die Weltkirche. Bei dieser Solidarität geht es auch – aber nicht nur ums Geld. Es geht darum, dass man sich füreinander interessiert, dass man die Sorgen und Nöte der anderen kennt, dass man sich nicht darauf beschränkt, die eigenen Probleme zu lösen, sondern sich bewusst ist, dass viele Aufgaben in einer global vernetzten Welt nur gemeinsam gelöst werden können.

Kirche in der Schweiz – «subsidiaritätsstark, aber solidaritätsschwach»?

Mit solcher Solidarität geht es – um nochmals Mani Matter zu zitieren – auch jenen besser, denen es gut geht. Das geht in unserer stark am Gemeinde-Prinzip orientierten Schweizer Kirche oft vergessen und trägt ihr den Vorwurf ein, «Kirchturmpolitik» ohne Weitsicht und ohne Rücksicht aufs ganze zu betreiben. Die Kirche in der Schweiz sei – so formulierte es der ehemalige Bischof von Basel, Kardinal Kurt Koch – «subsidiaritätsstark, aber solidaritätsschwach». Dieses kritische Wort ist berechtigt, vor allem wenn man

die Verteilung der finanziellen Mittel denkt: Von 100 Franken Kirchensteuern bleiben in der Regel rund 85 Franken auf der Gemeindeebene, rund 10-15 Franken kommen der kantonalen Ebene zu, und nur 1-2 Franken stehen für die Bistümer und die schweizerischen Aufgaben der Kirche zur Verfügung. Aber die «Solidaritätsschwäche» ist nicht aufs Geld beschränkt: Auch bei der Gestaltung des kirchlichen Lebens und bei der Problem-Bewältigung wären mehr Zusammenarbeit und Verantwortungsbewusstsein fürs Ganze auch im eigenen Interesse, auch wenn das für die einzelne Gemeinde seinen Preis hat – finanziell, aber auch in Form eines teilweisen Verzichts auf Selbstbestimmung. Die Gegenwehr mancher Pfarreien, Kirchgemeinden und Landeskirchen im Hinblick auf mehr finanzielle Solidarität und Selbstverantwortung erweckt manchmal den Eindruck, man handle nach dem Motto «Lieber einsam sterben als gemeinsam (über-)leben». Denn im Grunde wissen wir genau, dass manche Aufgaben – gerade in Zeiten schwindender personeller und finanzieller Ressourcen und wachsender Bedeutung des Überregionalen – nur noch gemeinsam gelöst werden können. Solidaritätsschwäche schadet also nicht nur dem Ganzen, sondern auch sich selbst. Statt das weniger werdende Brot zu teilen – und dabei vielleicht das Wunder der Brotvermehrung erleben zu können – verteidigt jeder sein Stückchen, selbst auf die Gefahr hin, dass es noch weiter zerbröseln und niemanden mehr zu sättigen vermag.

Impulse und Fragen für die Diskussion und eigenes Nachdenken

- Zum Lied von Mani Matter:
Was für Erfahrungen und Situationen im eigenen Zuständigkeitsbereich (z.B. Pfarrei und Kirchgemeinde, eigene Gremien und Seelsorgeteams, aber auch in der Arbeitswelt, in der Familie, in der politischen Gemeinde) fallen uns ein, wenn wir das Lied hören?
- Zum Stichwort «Solidarität»:
Welche Beispiele gelebter Solidarität aus unserem eigenen (kirchlichen und nicht-kirchlichen) Umkreis fallen uns ein?
Wie könnten wir eine Kultur der Wertschätzung und der Anstiftung zu mehr kleinen und grossen Solidaritäten fördern?
Wo neigen wir dazu, den eigenen «Besitzstand» zu verteidigen, statt uns für mehr Zusammenarbeit zu öffnen – auch im eigenen Interesse?
Wie beurteilen wir die finanziellen Solidaritätsleistungen, die von uns für die kantonalkirchliche Organisation und (indirekt) fürs Bistum oder für die schweizerische Ebene (RKZ) erwartet werden? Wissen wir, was mit diesem Geld geschieht – oder kritisieren wir die Höhe der Beiträge, ohne uns ernsthaft zu informieren?

Texte zum Thema «Solidarität»

- Lk ????
- GS 4
- Can 222

Solidarität und Subsidiarität – ein unverzichtbares Tandem (II)

Ging es im vorherigen Abschnitt vor allem um Solidarität und Solidaritätsschwäche, so liegt das Augenmerk in diesem Kapitel auf dem Verhältnis zwischen Solidarität und Subsidiarität. Wiederum soll ein Lied von Mani Matter das schwierige Thema anschaulich machen.

Keine falschen Gegensätze

Die von Kardinal Kurt Koch geprägte Formulierung, die Schweizer Kirche sei «subsidiaritätsstark aber solidaritätsschwach» könnte den falschen Eindruck erwecken, «Subsidiarität» und «Solidarität» bildeten einen Gegensatz. Zwar trifft es zu, dass sie in einer gewissen Spannung zu einander stehen. Aber recht verstanden schliessen sie sich nicht aus: Geht es bei der Solidarität um die bedarfsgerechte Verteilung der Lasten und der verfügbaren Mittel, so geht es bei der Subsidiarität um die Verteilung von Zuständigkeiten und Verantwortung. Stark vereinfacht könnte man sagen: Geht es bei der Solidarität ums Geld, so geht es bei der Subsidiarität um die Macht. Das Subsidiaritätsprinzip besagt: Macht und Kompetenzen sollen so verteilt werden, dass auf oberer Ebene nur entschieden und gelöst wird, wozu die untere Ebene nicht in der Lage ist. Verantwortung soll also «ebenengerecht» verteilt werden.

Dass diesem Prinzip gerade im Hinblick auf die Frage der Solidarität eine grosse Bedeutung zukommt, hat seinen Grund darin, dass die Forderung nach mehr Solidarität einerseits missbraucht werden kann, um sich der Last der Eigenverantwortung zu entledigen, und andererseits auch dazu, Entscheidungen zu zentralisieren und Menschen oder Gruppen zu entmündigen. Statt dass die «obere Ebene» nur «subsidiär», d.h. «helfend» und «unterstützend» dort eingreift, wo die «untere Ebene», also z.B. eine Gemeinde, eine Gruppe oder eine Einzelperson überfordert ist und der Solidarität bedarf, regelt sie dann – im Namen des Gemeinwohls oder falsch verstandener Gerechtigkeit – alles für alle.

Bilden «Subsidiarität» und «Solidarität» aber ein gut ausgewogenes «Tandem», begrenzen und ergänzen sie sich gegenseitig. Ein subsidiaritätsstarkes Gemeinwesen fördert und fordert die Eigenverantwortung auf unterer Ebene – und verhindert damit, dass «Trittbrettfahrer» sich die damit verbundene Last ersparen, aber auch, dass sich aus dem «Dienst» am Gemeinwohl entmündigende «Machtstrukturen» entwickeln. Und das Solidaritätsprinzip sorgt gleichzeitig dafür, dass jene Teile des Gemeinwesens – seien es Einzelne oder Gruppen – mit ihrer Verantwortung und ihren Lasten nicht allein gelassen werden, wo sie überfordert und in Gefahr sind, unter die Räder zu kommen.

Subsidiarität in der Kirche oder: «De Hansjakobli und s'Babettli»

Im Hinblick auf die Kirche kann wieder ein Lied von Mani Matter uns helfen, diese reichlich abstrakten Überlegungen zum Subsidiaritätsprinzip konkreter und fassbarer zu machen:

*Der Hansjakobli und s Babettli,
hei mit'em Chuchi-Taburettli,
es Schpili zäme gschiut, zum Göisse,
He-he Frau Meier het das gheisse.*

*Da isch zum Bischpiu z'ersch s'Babettli,
druf klätteret uf ds Taburettli,*

*und Hansjakobli wo süsch zaaget,
isch difig-difig drunder gschnaaget.*

*Ganz lut het obehär ds Babettli,
jetz gschtampfet uf das Taburettli,
bis das der Hansjakobli dopplet,
so lut het unde ufe dopplet.*

*Und grüeft "He-he Frou Meier, machet
doch nid so Krach" - do hei sy glachet.
Und är isch obe gsy, äs unde,
und s'Schpil het disewäg schtattgfunde.*

*Vo wäge grad so i däm Schpili,
wie z'grächtem Bischpil git es vili,
isch jede - doderfür wird gchrampfet,
gärn dä, wo oben'abe schtampfet.*

*Es isch nid jede wie ds Babettli,
so harmlos uf sim Taburettli,
drum lueget, das wi Hansjakobli,
gäng eine ungerufe doppli.*

*I wett fasch säge, d'Wält wär freier,
wenn meh würd grüft "He-he Frou Meier".*

Dieses Kinderspiel, das auch Erwachsene sich zu Herzen nehmen sollen, weil Mani Matter ihm zutraut, «die Welt freier zu machen», basiert auf dem Prinzip, dass es keine feste Rollenverteilung zwischen «oben» und «unten» geben sollte. In die Kirchensprache übersetzt: Vor jeglichen Unterschieden in der Aufgabe oder im kirchlichen Amt sind alle «Schwestern und Brüder» – und das ginge weniger vergessen, wenn die Rollen nicht «lebenslanglich» verteilt würden, sondern jene, die «oben» waren, auch wieder nach «unten» müssen und jene, die «unten» sind, auch die Chance haben, mal «auf dem Taburettli» stehen oder sitzen zu dürfen. Zudem erinnert das Lied daran, dass dieser Wechsel nicht automatisch erfolgt, sondern – realistisch gesehen – erfordert, dass jene, die «unten» sind, kräftig an die Decke klopfen, um auf sich aufmerksam zu machen und ihre Mitwirkungsrechte einzufordern. Denn so «harmlos» sind nicht alle, dass sie wie «s'Babettli» (kaum zufällig das Mädchen!) freiwillig und lachend auf ihre Position verzichten und zum Rollentausch bereit sind, wenn sie «oben» angelangt sind.

Kritische Rückfragen an die Kirchenstruktur

Wie gross die Differenz zwischen der kirchlichen bzw. kirchenrechtlichen Wirklichkeit und Mani Matters Lied ist, braucht jenen, die mit der Situation vertraut sind, kaum näher erklärt zu werden: Mit den Möglichkeiten zum «Rollentausch» ist es nicht gerade weit her. Viele, die «oben» sind, verteidigen ihre sakramentale und jurisdiktionelle «Gewalt» um so verbissener und humorloser, je schwächer ihr realer Einfluss wird. Und nach jahrzehntelangem vergeblichen «ungenufe dopple» (an die Decke klopfen) mit Synodenbeschlüssen, Petitionen, Manifesten und anderen Aktionen sind auch die «Klopfzeichen» der kirchlichen Basis schwächer geworden. Viele haben die Freude an diesem (Trauer-)Spiel verloren und sich anderem zugewandt. Zwar hält das demokratische staatskirchenrechtliche System das Subsidiaritäts-

prinzip nach wie vor hoch – aber insgesamt ist die katholische Kirche – leider weniger «subsidiaritätsstark» als Kurt Koch das annimmt.

Zudem drängt sich der Verdacht auf, dass auch die diagnostizierte Solidaritätsschwäche mit diesem Mangel an Subsidiarität zu tun hat. Mehr Mitspracherecht, mehr Gleichberechtigung und Geschwisterlichkeit, mehr Möglichkeiten zur Veränderung von Rollenmustern könnten die Angst verringern, die finanziellen Mittel zusammenzulegen und auf ein Stück Finanz-, Kirchgemeinde- oder Kantonsautonomie zu verzichten. Denn man müsste dann nicht mehr befürchten, mit dem Verzicht auf Selbstbestimmung über jeden Franken und mit der stärkeren Einbindung in grössere und stärkere Netzwerke würden die letzten verbliebenen Mitgestaltungsmöglichkeiten preisgegeben.

Wie «geits besser» und wie werden die Welt und die Kirche «freier»?

Die kirchliche Grosswetterlage wie das Mikroklima in Pfarreien und Gemeinden sind zweifellos von vielen Faktoren abhängig, als dass einfache Rezepte alle Probleme lösen würden. Gäbe es diese einfachen Lösungen – wir hätten sie längst umgesetzt. Das weiss auch Mani Matter – dessen Lieder bei allem Charme und Witz einen melancholischen und nachdenklichen Unterton haben. Dass «weni geit» (wenig geschieht), damit es allen besser geht und die Welt freier wird, hat seine Gründe – nicht zuletzt bei jenen, die etwas zu verlieren haben und «solidaritätsschwach» ihr Geld oder «subsidiaritätsschwach» ihre Macht verteidigen, weil sie Angst haben loszulassen, zu verlieren und am Ende des Spiels «unten» zu landen und zu bleiben.

Trotzdem geben die beiden Lieder – im Licht des biblischen Erbes gehört – den einen oder anderen ermutigenden Impuls für jene, die sich weder mit der Solidaritäts- noch mit der Subsidiaritätsschwäche der Kirche abfinden mögen:

- «Wer loslässt, hat die Hände frei» und gelebte Solidarität leistet auch und gerade dann einen Beitrag dazu, dass es allen besser geht, wenn sie ohne die Erwartung oder Zusage einer Gegenleistung erbracht wird. Frei und selbstbestimmt sind nicht jene, die darauf warten, bis auch «alle anderen» mitmachen oder bis man gezwungen wird, solidarisch zu sein, sondern jene, die selbst und auf eigenes Risiko den ersten Schritt hin zu mehr Solidarität tun – weil das letztlich allen, auch einem selbst zugute kommt.
- Ohne jene, die «ungenufe dopple» geht nichts. Wer darauf wartet, dass die «Selbstverantwortung» von «oben» kommt, bestätigt letztlich, dass «alles Gute von oben kommen» muss. Dem Subsidiaritätsprinzip hingegen entspricht ein Handeln, das die eigenen Gestaltungsräume ausnutzt – und im Wissen um die eigene Mit-Verantwortung ohne falsche Scheu für mehr Mitspracherechte eintritt.

Impulse und Fragen für die Diskussion und eigenes Nachdenken

- Zum Lied von Mani Matter:
Was für Erfahrungen und Situationen im eigenen Zuständigkeitsbereich (z.B. Pfarrei und Kirchgemeinde, eigene Gremien und Seelsorgeteams, aber auch in der Arbeitswelt, in der Familie, in der politischen Gemeinde) fallen uns ein, wenn wir das Lied hören?
- Zum Stichwort «Subsidiarität»:
Wie steht es um das Subsidiaritätsprinzip in unserem eigenen Umfeld?
Welche kirchlichen oder gesellschaftlichen Initiativen mutigen Einstehens für mehr Eigenverantwor-

tung der Ortsgemeinden oder der Laien kennen wir – und wie unterstützen wir sie in Wort und Tat? Gäbe es Aufgaben und Entscheidungen, die einer «unteren» Ebene überlassen und zugemutet werden könnten – statt dass der Pfarrer, die Gemeindeleiterin oder auch die Kirchenpflege alles an sich zieht um gleichzeitig über Überlastung zu klagen?

Wie subsidiär nehmen wir eigene Leitungs-Aufgaben wahr, als Eltern, Vorgesetzte, Lehrpersonen, Behördenmitglieder, kirchliche Mitarbeitende? Wo neigen wir dazu, unnötig vieles zu kontrollieren und an uns zu ziehen?

Wo schränkt uns die «kirchliche Obrigkeit» wirklich ein in der Gestaltung unseres kirchlichen Lebens – und wo sind es wir selbst, die vor der Übernahme von Verantwortung und vor allenfalls damit verbundenen kritischen Rückfragen zurückschrecken?

Texte zum Thema

- ??????

Zürich, den 22. Oktober 2011

Daniel Kosch